

# Ernest Hemingway: Reportagen über die Inflation (1922)

## Kurzbeschreibung

---

Der bekannte amerikanische Schriftsteller Ernest Hemingway (1899-1961) begann seine schriftstellerische Karriere als Auslandskorrespondent in Europa für mehrere nordamerikanische Zeitungen, darunter auch der *Toronto Star*. In den folgenden Artikeln aus dem Jahr 1922 beschreibt Hemingway seine Erfahrungen mit der astronomischen Inflation in Deutschland. Als Ausländer, dessen harte Währung es ihm ermöglichte, in Deutschland großzügig zu reisen, profitierte Hemingway von der durch die Inflation verursachten Währungsabwertung, ebenso wie die französischen und Schweizer Besucher, die er ebenfalls beobachtete. Diese Diskrepanz in der Kaufkraft führte zu stoischer Resignation und oft zu offener Feindseligkeit bei den Deutschen, von denen sich viele aufgrund ihrer rasch an Wert verlierenden Währung zunehmend verarmt fühlten. Deutschland begann daher, von ausländischen Besuchern, die sich längere Zeit im Land aufhielten, „Ausländerzuschläge“ in Hotels und „Aufenthaltsgebühren“ zu erheben. Bis Mitte 1921 hatte Deutschland auch alle dauerhaften Handelsabkommen mit anderen Ländern gekündigt. Der schwankende Wert der Mark machte solche Geschäfte zu riskant, da die Steuerveranlagungen für Ein- und Ausfuhren nicht mit der Inflationsrate Schritt halten konnten.

Die Handelsbeschränkungen schufen natürlich auch Probleme für die angrenzenden Länder, deren Exporte nach Deutschland stark zurückgingen und deren einheimische Verbraucher, insbesondere in den Grenzgebieten, nach Zugang zu billigeren deutschen Importen verlangten. Schweizer Bürger, die in der Nähe der Nordgrenze ihres Landes zu Deutschland lebten, hatten sich beispielsweise daran gewöhnt, über die Grenze nach Deutschland zu fahren, um Benzin, Tabak, Bier, Kaffee und andere Waren zu Tiefstpreisen zu kaufen. Als die Schweiz begann, den grenzüberschreitenden Verkehr stark einzuschränken, organisierten die Bürger ein Referendum, um die Maßnahmen der Regierung zu kippen. (Wie sich herausstellte, wurde das Referendum zur Aufhebung der Beschränkungen auf Schweizer Seite deutlich abgelehnt, als im April 1923 schließlich darüber abgestimmt wurde. Viele Schweizer Unternehmen hatten spürbar unter der deutschen Konkurrenz gelitten, sodass 75 % der Wähler sich dafür entschieden, die strengeren Beschränkungen beizubehalten).

## Quelle

---

### I. Deutsche Exportsteuer trifft die Devisenpiraten (1922)

Basel, Schweiz. – Deutschland hat ein Gesetz zur Besteuerung von Exporten erlassen, das es Ausländern unmöglich macht, enorme Mengen deutscher Produkte zu kaufen und durch den niedrigen Wert der deutschen Mark vier- oder fünfhundert Prozent Gewinn damit zu machen.

Wenn Sie jetzt nach Deutschland einreisen, müssen Sie den deutschen Zollbeamten eine Liste mit absolut allem vorlegen, was Sie ins Land bringen. Dazu gehören Sockenpaare, Unterwäsche, Hemden und sogar Taschentücher. Keine persönliche Kleidung ist davon ausgenommen. Bei der Ausreise aus Deutschland werden alle Ihre Sachen kontrolliert, und wenn Sie ein Hemd mehr haben als bei der Einreise, zahlen Sie eine fette Ausfuhrabgabe darauf, die den Wert des Schnäppchens aufhebt.

Bei der Rückreise aus Deutschland in die Schweiz müssen Sie wieder Ihre deutschen Listen vorlegen, und auf alles, was Sie für die Ausreise aus der Bundesrepublik Deutschland bezahlt haben, wird eine Einfuhrsteuer erhoben. Es ist ein wunderbares Beispiel dafür, wie man Leute gleich zweimal erwischen kann.

---

Sowohl Deutschland als auch die Schweiz waren aufgrund des enormen Wertunterschieds ihres Geldes gezwungen, sich auf diese Weise zu schützen. Bevor die Export- und Importsteuern in Kraft traten, war Deutschland ein beliebtes Jagdrevier für Schweizer Devisenpiraten. Wer eine Schweizer Zehn-Franken-Note hatte, konnte einen halben Korb voll deutscher Mark kaufen, und die Schweizer, die an der deutschen Grenze lebten, brauchten ungefähr so lange wie eine Katze, um Fisch zu riechen, um zu erkennen, was sie mit diesen Mark machen sollten.

Ein deutsches Bekleidungsgeschäft in einer der kleinen deutschen Städte jenseits der Schweizer Grenze öffnete für einen Tag mit einem Laden voller Waren, die in Mark zu Preisen angeboten wurden, die mit den Löhnen der Deutschen in der Stadt vergleichbar waren. Ein paar Schweizer, die zwei oder drei Wochenlöhne in Franken gespart und alle Mark gekauft hatten, die sie tragen konnten, betraten den Laden und kauften den gesamten Inhalt auf. Dann fuhren sie mit ihrer Wagenladung Kleidung etwa eine Meile zurück zur Schweizer Grenze, um in ihr Heimatland einzureisen und ein eigenes Bekleidungsgeschäft zu eröffnen, dessen Preise auf die Hälfte der Preise ihrer eigenen Schweizer Konkurrenten herabgesetzt waren. Diese Devisenpiraten ruinierten den Markt für Schweizer Produkte, und die Deutschen in den Grenzdörfern konnten überhaupt keine Kleidung mehr bekommen; alles ging in die Schweiz. Also verabschiedeten die Regierungen beider Länder die heutigen strengen Zollgesetze.

Natürlich gibt es immer noch einen regen Handel mit Schmuggelware, aber es ist nichts mehr so wie in den großen Tagen, als die Schweizer ein Bekleidungsgeschäft aufkaufen und damit triumphierend nach Hause fahren konnten, und zwar für den gleichen Betrag, den sie in ihrem eigenen Land für ein Paar Schuhe ausgeben würden.

Quelle des englischen Originaltextes: Ernest Hemingway, „Exchange Pirates Hit by German Export Tax,” *Toronto Star Weekly*, February 25, 1922. Online verfügbar durch das Archive of American Journalism: <http://www.historicjournalism.com/ernest-hemingway-1.html>

## **II. Die Deutschen sind starrsinnig oder verzweifelt über die Mark (1922)**

Freiburg, Deutschland. – Das deutsche Volk beobachtet, je nach Temperament, den Absturz seiner Währung in die Wertlosigkeit mit verbissener Mürrisheit oder hysterischer Verzweiflung.

Im vergangenen November stand die österreichische Krone dort, wo heute die Deutsche Mark steht – bei 800 zum Dollar. Jetzt ist sie auf 22.000 zum Dollar gefallen. Das ist der Grund, warum die deutschen Zeitungen den täglichen Kurs der Mark in schwarzen Lettern an der wichtigsten Stelle ihrer Titelseiten veröffentlichen.

Das Debakel der D-Mark hat die Haltung der Deutschen gegenüber Ausländern deutlich verändert. Vor einem Jahr, als der Kurs der Mark bei 130 Dollar lag, wurden den britischen, kanadischen und amerikanischen Korrespondenten vom deutschen Außenministerium alle möglichen Sondererleichterungen eingeräumt. Die Deutschen hassten die Franzosen und versuchten, es ihnen so schwer wie möglich zu machen, aber die anderen Nationen wurden als mögliche Freunde Deutschlands in der Zukunft angesehen. Jetzt gibt es für niemanden mehr Privilegien. Alle Ausländer sind Außenseiter und Feinde. Denn Deutschland geht in den Ruin, und seine einzige Genugtuung besteht darin, dass es wahrscheinlich ein oder zwei Nationen, die jetzt angeblich in recht guter finanzieller Verfassung sind, mitnehmen wird.

Eines der seltsamen Ergebnisse der Entwertung des deutschen Geldes ist die Geldknappheit. Je mehr Geld gedruckt wird, desto mehr wird benötigt. Infolgedessen ist den Banken häufig das Geld ausgegangen, da ein Fabrikbesitzer, der wöchentlich seine Löhne zu zahlen hat, drei Scheffel Mark abheben kann. Jedes Geschäft muss große Pakete von Fünfzig- und Hundertmarkscheinen zum Wechseln haben. Um den Mangel zu beheben, hat die Regierung „vorläufige“ Fünfhundertmarkscheine gedruckt, bei denen es sich lediglich um staatliche Schuldscheine handelt, die auf weißem Bankpapier

---

gedruckt sind und auf denen steht, dass der Inhaber dieses Scheins im Januar 1923 einen echten Fünfhundertmarkschein erhalten wird.

Man sagt, dass es zu wilden Ausgaben kommt, weil die Deutschen es leid sind, zu sehen, wie ihr Geld immer wieder die Hälfte seiner Kaufkraft verliert, und Schmuck, Pelzmäntel, Autos und andere Dinge kaufen, die einen gewissen realen Wert haben werden, wenn die Mark, mit denen sie gekauft wurden, als Seifenverpackungen verwendet werden.

Diese Kauforgien, von denen man in den deutschen Zeitungen liest, die man aber nie erlebt, beschränken sich auf Berlin, Hamburg und andere Orte, die schon immer mehr oder weniger Orgienzentren waren. In einer kleinen Stadt wie Freiburg im Breisgau stößt man auf eine Art hartnäckigen, blinden Widerstand der Händler gegen den Verfall der Mark, der verhindert, dass die Preise in irgendeinem Verhältnis zum Verfall der Währung steigen.

Wir waren zu viert vier Tage in einem Freiburger Hotel, und die Rechnung belief sich auf 2.200 Mark, also etwa 20 Cent pro Tag und Person. Die horrenden Steuern, von denen man so viel liest, beliefen sich auf weniger als 15 Cent für den gesamten Aufenthalt. Trinkgeld ist inbegriffen.

In Freiburg schien es sehr gut zu laufen. Jedes Zimmer in jedem Hotel der Stadt war belegt. Den ganzen Tag über zogen deutsche Wanderer mit Rucksäcken auf dem Rücken durch die Stadt, um in den Schwarzwald zu gelangen. In den tiefen Rinnen auf beiden Seiten der sauberen, geschrubbten Straßen flossen Bäche aus klarem Wasser. Die rote, gotische Kirchturmspitze des roten Steindoms ragte über die roten Ziegeldächer der Häuser hinaus. Auf dem Marktplatz wimmelte es am Samstagmorgen von Frauen mit weißen Tüchern über dem Kopf, die Obst und Gemüse verkauften, das sie mit Ochsenkarren vom Land hergebracht hatten. Alle Geschäfte waren geöffnet, und die Preise waren sehr niedrig. Es sah friedlich, glücklich und gemütlich aus.

Wir sahen ein Mädchen in einem Café, das zum Frühstück Eiscreme und Brezeln zu sich nahm und einem Offizier in voller Uniform mit einem Eisernen Kreuz auf der Brust gegenüber saß, dessen flacher Rücken noch beeindruckender war als sein hageres, weißes Gesicht, und wir sahen Mütter, die ihren Kindern mit rosigen Wangen Bier aus großen Halbliterkrügen gaben.

Wir sahen keine Anzeichen von Panik, Republikanismus oder Unterernährung. Alle sahen wohlgenährt aus, niemand schien in Panik zu sein, niemand schien glücklich zu sein, und an den Wänden jedes Gasthauses und jeder Kneipe hingen Bilder von Friedrich, dem König von Baden, und seiner Königin.

Der beunruhigende Teil der Sache und der Grund dafür, dass Deutschland bisher allen wirtschaftlichen Gesetzmäßigkeiten getrotzt hat, die auf einen vollständigen Zusammenbruch hindeuteten, ist die Art und Weise, wie die deutschen Kaufleute ihre Waren verkaufen. Sie verkaufen jetzt Waren zu Einzelhandelspreisen, die weniger als die Hälfte dessen betragen, was die Waren im Großhandel kosten würden.

„Aber was können wir tun?“, sagte mir ein Ladenbesitzer. „Wenn wir noch höhere Preise verlangen würden, würden die Leute nicht kaufen. Wir müssen verkaufen.“

Das ist eine Lösung für ein Problem, das den durchschnittlichen Wirtschaftswissenschaftler ins Grübeln bringen würde. Er könnte gut über das Problem schnattern, und die Lösung des Deutschen würde sein Schnattern zum besten Produkt der Schnatterer-Kunst verstärken. Wenn Sie sonst nichts zu tun haben, könnten Sie sich ausrechnen, was mit den deutschen Ladenbesitzern passiert, wenn sie ihre Lagerbestände auffüllen müssen, die sie zur Hälfte unter dem künftigen Einstandspreis verkaufen.

Der große nationale Ausverkauf kann nicht ewig dauern. Währenddessen lässt der deutsche Ladenbesitzer seinen Zorn an den Ausländern aus, die bei ihm einkaufen, indem er sich so gemein

---

verhält, wie er kann, ohne sie aus dem Laden zu drängen. Er glaubt, dass sie die Ursache des Brandes sind, aber er scheint sich in der Lage eines Ladenbesitzers zu befinden, der gezwungen ist, seine Waren bei einem Ausverkauf an die Männer zu verkaufen, die seinen Laden in Brand gesetzt haben. Das ist seine Einstellung, und er schafft es, dabei ziemlich böse zu sein.

Quelle des englischen Originals: Ernest Hemingway, „Germans are Doggedly Sullen or Desperate Over the Mark,“ *Toronto Daily Star*, September 1, 1922. Online verfügbar durch das Archive of American Journalism: <http://www.historicjournalism.com/ernest-hemingway-1.html>

### **III. Über die Grenze nach Deutschland: Eine Möglichkeit, Geld zu verdienen (1922)**

Kehl, Deutschland. – Der Junge in einem Straßburger Autohaus, bei dem wir uns über den Grenzübergang erkundigten, sagte: „Oh ja. Es ist leicht, nach Deutschland zu kommen. Sie müssen nur über die Brücke gehen.“

„Braucht man denn kein Visum?“ fragte ich.

„Nein, nur einen Einreisestempel von den Franzosen.“ Er holte seinen Reisepass aus der Tasche und zeigte mir die Rückseite, die mit Stempeln übersät war. „Sehen Sie, ich lebe jetzt dort, weil es so viel billiger ist. So kann man Geld verdienen.“

Es ist alles in Ordnung.

Es sind drei Meilen Straßenbahnfahrt vom Zentrum Straßburgs bis zum Rhein, und wenn man am Ende der Linie ankommt, hält der Waggon an und alle steigen aus, um sich in einem langen, eingezäunten Pferch zu versammeln, der zur Brücke führt. Ein französischer Soldat mit aufgefanztem Bajonett schlendert auf der anderen Straßenseite hin und her und beobachtet unter seinem stahlblauen Helm die Mädchen, die sich in dem Gehege mit den Pässen befinden. Links von der Brücke steht ein hässliches Zollhaus aus Backstein und rechts ein Holzschuppen, in dem der französische Beamte hinter einem Schalter sitzt und die Pässe abstempelt.

Der Rhein ist schnell, gelb und schlammig, fließt zwischen niedrigen, grünen Ufern und wirbelt und saugt an den Betonpfeilern der langen, eisernen Brücke. Am anderen Ende der Brücke sehen Sie das hässliche Städtchen Kehl, das aussieht wie ein trister Stadtteil von Dundas [Toronto].

Wenn man französischer Staatsbürger mit einem französischen Pass ist, stempelt der Mann hinter dem Schalter den Pass einfach mit „sortie Pont de Kehl“ ab, und man fährt über die Brücke ins besetzte Deutschland. Sind Sie jedoch Staatsbürger eines anderen alliierten Landes, schaut der Beamte Sie misstrauisch an, fragt Sie, woher Sie kommen, was Sie in Kehl wollen und wie lange Sie bleiben werden, und stempelt dann Ihren Pass mit demselben Stempel. Sollten Sie zufällig ein Kehler Bürger sein, der geschäftlich in Straßburg war und zum Abendessen zurückkehrt – da die Interessen Kehls mit denen Straßburgs verbunden sind, wie alle Vororte mit der Stadt, zu der sie gehören, werden Sie fünfzehn bis zwanzig Minuten lang in der Schlange gehalten, Ihr Name wird in einer Kartei nachgeschlagen, um festzustellen, ob Sie sich jemals gegen das französische Regime ausgesprochen haben, Ihre Herkunft wird festgehalten, Sie werden befragt und schließlich werden Sie wieder abgefertigt. Jeder kann die Brücke überqueren, aber die Franzosen machen es den Deutschen sehr schwer.

Sobald Sie den schlammigen Rhein überquert haben, sind Sie in Deutschland, und das Ende der Brücke wird von ein paar der sanftmütigsten und entmutigtesten deutschen Soldaten bewacht, die Sie je gesehen haben. Zwei französische Soldaten mit aufgefanzten Bajonetten gehen auf und ab, und die beiden deutschen Soldaten lehnen unbewaffnet an einer Mauer und schauen zu. Die französischen Soldaten sind voll ausgerüstet und tragen Stahlhelme, aber die Deutschen tragen die alten lockeren Tuniken und hochgeschlossene Mützen aus Friedenszeiten.

---

Ich frage einen Franzosen nach der Funktion und den Aufgaben der deutschen Wache. „Sie stehen da“, sagte er.

In Straßburg waren keine Mark mehr zu haben, die steigenden Wechselkurse hatte die Banken schon vor Tagen leergefegt, also tauschten wir auf dem Bahnhof von Kehl französisches Geld.

Für zehn Francs erhielt ich 670 Mark. Zehn Francs entsprachen in kanadischem Geld etwa neunzig Cents. Diese neunzig Cent reichten Frau Hemingway und mir für einen Tag mit vielen Ausgaben, und am Ende des Tages hatten wir noch hundertzwanzig Mark übrig!

Unseren ersten Einkauf machten wir an einem Obststand an der Hauptstraße von Kehl, wo eine alte Frau Äpfel, Pfirsiche und Pflaumen verkaufte. Wir suchten uns fünf sehr schöne Äpfel aus und gaben der alten Frau einen Fünfzig-Mark-Schein. Sie gab uns achtunddreißig Mark als Wechselgeld zurück. Ein sehr gut aussehender, weißbärtiger alter Herr sah, wie wir die Äpfel kauften, und lüftete seinen Hut.

„Verzeihen Sie, mein Herr“, sagte er etwas schüchtern auf Deutsch, „wie viel haben die Äpfel gekostet?“

Ich zählte das Wechselgeld und nannte ihm zwölf Mark.

Er lächelte und schüttelte den Kopf. „Ich kann das nicht bezahlen. Das ist zu viel.“

Er ging die Straße hinauf, ganz so, wie weißbärtige alte Herren des alten Regimes in allen Ländern gehen, aber er hatte sehr sehnsüchtig auf die Äpfel geschaut. Ich wünschte, ich hätte ihm welche angeboten. Zwölf Mark waren an diesem Tag etwas weniger als zwei Pfennige. Der alte Mann, dessen Ersparnisse wahrscheinlich, wie bei den meisten Nichtprofiteuren, in deutschen Vorkriegs- und Kriegsanleihen angelegt waren, konnte sich eine Ausgabe von zwölf Mark nicht leisten. Er gehört zu den Menschen, deren Einkommen nicht mit dem sinkenden Kaufwert von Mark und Krone steigt.

Bei einem Kurs von 800 Mark pro Dollar oder 8 Mark pro Cent haben wir in den Schaufenstern der verschiedenen Kehler Geschäfte die Preise für die Waren festgelegt. Erbsen kosteten 18 Mark pro Pfund, Bohnen 16 Mark pro Pfund, ein Pfund Kaiser-Kaffee – es gibt noch viele „Kaiser“-Marken in der deutschen Republik – war für 34 Mark zu haben. Gerstenkaffee, der gar kein Kaffee ist, sondern geröstetes Getreide, kostete 14 Mark pro Pfund. Fliegenpapier kostete 150 Mark pro Paket. Ein Sensenblatt kostete ebenfalls 150 Mark, also 18 3/4 Cent! Das Bier kostete 10 Mark pro Krug, also 1-1/4 Cent.

In Kehls bestem Hotel, das sehr gut ausgestattet ist, wurde ein Fünf-Gänge-Menü für 120 Mark serviert, was in unserer Währung 15 Cent entspricht. Die gleiche Mahlzeit könnte man im drei Meilen entfernten Straßburg nicht einmal für einen Dollar bekommen.

Wegen der sehr strengen Zollbestimmungen für Personen, die nach Deutschland zurückkehren, können die Franzosen nicht nach Kehl kommen und all die billigen Waren kaufen, die sie gerne hätten. Aber sie können hierher kommen und essen. Es ist jeden Nachmittag ein Anblick, wie die deutschen Konditoreien und Teestuben gestürmt werden. Die Deutschen stellen sehr gutes Gebäck her, wunderbares Gebäck sogar, das die Franzosen in Straßburg bei dem derzeitigen stürzenden Markkurs für weniger als die kleinste französische Münze, das Ein-Sou-Stück, kaufen können. Dieses Tauschwunder führt zu einem schweinishen Spektakel, bei dem sich die Jugend der Stadt Straßburg in die deutsche Konditorei drängt, um sich an flockigen, mit Sahne gefüllten deutschen Tortenstücken zu fünf Mark pro Stück satt zu essen. Der Inhalt einer Konditorei wird in einer halben Stunde leergefegt.

In einer Konditorei, die wir besuchten, schien ein Mann mit einer Schürze und einer blauen Brille der Inhaber zu sein. Ihm zur Seite steht ein typisch deutscher „Boche“ mit kurzgeschorenem Kopf. Der Laden war überfüllt mit Franzosen jeden Alters und jeder Art, die alle Kuchen verschlangen, während ein junges Mädchen in einem rosa Kleid, Seidenstrümpfen, einem hübschen, schwachen Gesicht und

---

Perlenohrringen in den Ohren so viele Bestellungen für Obst und Vanilleeis aufnahm, wie sie erfüllen konnte.

Es schien sie nicht sonderlich zu kümmern, ob sie die Bestellungen erfüllte oder nicht. Es waren Soldaten in der Stadt und sie schaute immer wieder aus dem Fenster.

Der Besitzer und sein Gehilfe waren mürrisch und schienen nicht besonders erfreut, als alle Kuchen verkauft waren. Die Mark fiel schneller, als sie backen konnten.

Währenddessen ruckelte draußen auf der Straße ein lustiger kleiner Zug vorbei, der die Arbeiter mit ihren Eimern nach Hause an den Stadtrand brachte, die Autos der Profiteure fuhren vorbei und warfen eine Staubwolke auf, die sich über die Bäume und die Fassaden aller Häuser legte, und in der Konditorei verschlangen junge französische Ganoven ihren letzten Kuchen und französische Mütter wischten ihren Kindern den klebrigen Mund ab. Das gab einem einen neuen Aspekt des Austauschs.

Als die letzten Nachmittagstee- und Kuchenesser über die Brücke in Richtung Straßburg gingen, trafen die ersten Devisenpiraten ein, die Kehl für billiges Abendessen überfielen. Die beiden Ströme zogen auf der Brücke aneinander vorbei und die beiden missmutig dreinblickenden deutschen Soldaten schauten zu. Wie der Junge in der Autovermittlung sagte: „So kann man Geld verdienen“.

Quelle des englischen Originaltextes: Ernest Hemingway, „Crossing to Germany: A Way to Make Money,” *Toronto Daily Star*, September 19, 1922. Online verfügbar durch das Archive of American Journalism: <http://www.historicjournalism.com/ernest-hemingway-1.html>

Übersetzung: Insa Kummer

Empfohlene Zitation: Ernest Hemingway: Reportagen über die Inflation (1922), veröffentlicht in: German History in Documents and Images, <<https://germanhistorydocs.org/de/die-weimarer-republik-1918-1933/ghdi:document-5393>> [15.05.2026].